

## Vom Wirtschaftsdenken

Von Reginald A. D. Mertens, Würzburg.  
Ein Stück Wirtschaftsgelehrte voller Wiber-  
stanz spielt sich vor unseren Augen ab. Wertvolle  
Grenzgebiete sind uns entzogen, andere vom  
Feinde besetzt. Entschädigungen von in der Ge-  
schichte beispiellos hoher Höhe wurden aus dem dar-  
niederliegenden Lande herausgeholt, andere, noch  
weitergehende, ihm für unbestimmte Zeiten in so-  
genannten Verträgen aufgenötigt.

Die Bürger des Reiches aber führen unterein-  
ander erbitterte wirtschaftspolitische Kämpfe. Die  
dem deutschen Volk fremde marxistische Lehre  
hat sich nicht nur in den Kreisen der denkungs-  
wöhnten, dem Schlagwort verfallenen Massen ein-  
geschleift, sondern auch Besitz ergriffen von den  
Befähigten der Universitäten und ist führend  
geworden in Politik und Wirtschaft. Selbst die  
Sprache hat sie umformen begonnen. Früher  
nannte man den Eigentümer eines Hauses einen  
Hauswirt, den eines Grundstücks Landwirt. Das  
Gewicht lag bei diesen Ausdrücken auf dem  
Tun, dem Wirtschaften. Heute spricht man vom  
Hausbesitzer und Grundbesitzer. Die so-  
zialistische Wirtschaftsauffassung sah nur den Besitz  
(und nicht die Arbeit, als etwas Wertvolles, die  
Werte ihrer Anhänger), nicht die leistungsvolle Tä-  
tigkeit. Der selbständige Wirtschaftende hieß Un-  
ternehmer. Gelang es diesem Manne kraft seiner  
Klugheit und Arbeitskraft, seines Wagemutes und  
des von ihm aufgewendeten Kapitals einen Wirt-  
schaftsbetrieb zu errichten, der marktgängige Wa-  
ren erzeugte, so sah er einen höheren Ertrag ab-  
warf, als wenn das Kapital lediglich gegen  
Sicherheit ausgeliehen worden wäre, so entstanden  
Arbeit und Arbeitsgelegenheit. Der Unternehmer  
wurde zum Arbeitsbeschaffer. Ohne seine schöp-  
ferischen Willen konnte der Arbeiter keine Arbeit  
finden. Aber gerade diese Wirtschaftspolitik lehnt  
der marxistische Materialismus ab; so erfand er  
die Wortbildung des Arbeitgebers, um ihm  
den Arbeitnehmer gegenüberzustellen. Eine  
denso unzulässige wie oberflächliche Verdrängung.  
Denn der Name nimmt ja gar keine „Arbeit“.  
Vorsetz nur die Möglichkeit für sie zu vorhanden;  
nur die Leistung des Unternehmers schafft Arbeit,  
und die Rentabilität dieser Arbeit erlaubt sich aus-  
der mehr oder weniger geschickten Steigerung der  
Produktion seitens des Unternehmers. Von dem  
Ertrag dieser Arbeit leben wir alle. Wir müssen  
für uns gemeinsam gegen die Naturkräfte er-  
kämpfen, indem wir diese dem menschlichen Aus-  
drucksfortschritt dienlich machen. Das ist der  
Kampf, um den es sich handelt. Der Marxismus  
aber sieht an seine Stelle den Gegensatz zwischen  
Unternehmer und Arbeiter, den „naturbedingten“  
Geh des Arbeiters gegen den Arbeiter, den Klassen-  
kampf. Indem das Einverständnis, die gemeinsam ge-  
leistete Arbeit, kollektivem, ausgeübt wurde,  
inward das Wirtschaftsdenken verfallt, die ge-  
hörige Kampfgemeinschaft zwischen Unternehmer  
und Arbeiter als Auslöser der dem Deutschen von  
älteren im Vulkane lebenden, früher und Gefolge  
herbindenden Momente zerbröckelt und in zwei  
sich grimmig bekämpfende Lager gespalten. Ge-  
drückt wurde dieser Bau des Hofes durch den  
steterdings in das Arbeitsrecht eingeführten Be-  
griff des „sozialen Gegenspielers“.

So sind wir zu unserem heutigen Stand, der  
Zerrissenheit der menschlichen Beziehungen auf fast  
jedem Gebiete gekommen. Unsere Zeit steht unter  
den letzten Auswirkungen des Liberalismus, der die  
„Harmonie der Gesellschaft“ erhoffte, aber  
das Chaos unserer Tage zitierte. Sein Freiheits-  
streben führt zur hemmungslosen Selbstsucht, zum  
Gedanken der Wirtschaft als Selbstzweck. Indem  
er den Vorrang der Gesamtinteressen vor denen  
des Einzelnen leugnet, brachte er die Auflösung  
auf allen Gebieten menschlichen Tuns.

Darum tut die Abkehr von solchem Denken  
not. Wir müssen wieder erkennen lernen, daß es  
der sittliche Gemeinschaftsgehalt ist, der alle,  
auch die materiellen Interessen trägt. Es besteht  
eine sittliche und wirtschaftliche Gemeinschaft zwi-  
schen Unternehmer und Arbeiter, zwischen Er-  
zeuger und Verbraucher, zwischen Industrie und  
Landwirtschaft, zwischen Stadt und Land. Ge-  
meinnutz geht vor Eigennutz. Die freie Indivi-  
dualwirtschaft muß allerdings erhalten bleiben;  
nur in ihr können sich Intelligenz und Wagemut  
des Einzelnen entfalten, aber sie muß sittlich  
sozial gebunden werden. Daß sich der Arbeiter  
als Mittel zum Geldverdienen mißbraucht sieht,  
ist nach einem Worte Mundts seine größte Not.  
Weil er die ihm als Mensch zukommende Achtung  
nicht findet, deshalb ist er mit der heutigen  
Wirtschaftsauffassung unzufrieden. Darum auch  
müssen wir das „Gesellschaftsdenken“ durch das  
„Gemeinschaftsdenken“, d. h. die seelische Ver-  
bundenheit der Glieder untereinander, ersetzen.  
Von der „Zelle der Wirtschaft“, dem Einzel-  
betrieb bis hinauf zur Volksgemeinschaft soll das  
Gemeinschaftsdenken herrschen. Dies ist die sittliche  
Bindung, die unserm gesamten wirtschaftlichen und  
politischen Leben fehlt. Das, was die Menschen  
in Wirtschaftlichkeit zusammenführt und hält, ist nicht  
der Beruf, sondern das gemeinsame Geschick,  
das Werk. Mit dem Beruf allein kann, wie  
Dr. Pang richtig sagt, der Mensch nichts anfangen,  
wenn er nicht die Gemeinschaft findet, die ihm  
die Bekämpfung seines Berufes erst ermöglicht.  
Dies aber ist niemals die Interessengruppe seiner  
Berufsgenossen, sondern nur und ganz allein die  
Gemeinschaft der zur Erreichung eines Wirtschafts-  
erfolges am gleichen Werk Zusammenbeschlossenen.

## Herr und Frau Witw'now

Heber Litwinoff, den Führer der Sowjet-  
delegation in Genf, und dessen zeitlich nicht min-  
der regame Gattin wählte kürzlich ein Londoner  
Journalist folgendes aus seinem eigenen Ein-  
druckungsbuch zu berichten: „Ich erinnere mich  
noch Witw'nows aus der Zeit, da er in  
London weilte. Ein großer, schwerer Mann mit  
freundlichem Gesicht und von vorurteillosem  
Wesen, erschien er mir stets besonders geteilt,  
sein Vaterland in würdiger Weise zu vertreten.  
Nach seiner Ankunft in London 1924 nahm er  
seinen Wohnsitz in einem eleganten Haus der  
Victoriastraße. Die übrigen Bewohner dieses Hauses  
waren anfangs überaus wenig entzückt von der  
Ausfahrt, einen volloverantwortlichen Vertreter  
einer fremden Regierung unter ihrem Dach zu  
haben. Sie wurden bei der hierfür zuständigen  
Behörde vorstellig. Ergebnis: Witw'now

konnte zu Hause seinen Dienst verrichten, seinem  
Stab von Mitarbeitern jedoch wurde der Ein-  
tritt ins Haus in dienstlicher Angelegenheit un-  
terbietet. Ich befand mich gerade am Flureingang  
zu der betreffenden Behörde, als Litwinoff, dem  
man inzwischen den Bescheid über seine Wohnung  
mitgeteilt hatte, anlangte. Kaum war er aus  
seinem großen Kraftwagen gestiegen, so empfing  
ihn schon der Wächter und ein Mann der „Spe-  
zial Branch of Scotland Yard“. „Sie können  
hinweggehen, aber nicht Ihre Begleiter!“ wurde  
ihm kurz bedeutet. Er aber lag nur bedächtig  
an seiner Waise und ließ zwischen den Zähnen  
ein unartikuliertes Laut hervor, der etwa so  
lang wie „Muss!“ Dann sagte er: „Was für  
ein komischer Einfall!“, lehnte um, stieg ins Auto  
und ward nicht mehr gesehen. Wie man mir  
später erzählte, soll ihn bisher noch niemand  
aus der Nähe gesehrt haben. — Aber ich ent-  
setzte mich auch der entzückenden Beweismittel seiner  
englischen Gattin, Miss Joy Low, einer Richt-  
in der Eisenindustrie zeigt mit nicht mißver-  
stehender Deutlichkeit, daß die kommenden Re-  
male grundsätzliche Entscheidungen auf wirtschaft-  
lichem und sozialpolitischem Gebiete bringen wer-  
den. Der Schritt aufs Ganze ist allenthalben  
auch als solcher aufgefaßt worden und man ist  
sich wohl überall im Klaren darüber, daß diese  
Wirtschaftsentscheidungen, wenn sie wirklich in  
Kraft treten sollte, Folgen haben würde, die  
heute noch gar nicht zu übersehen sind. Das hat  
man nicht nur im Reichsarbeitsministerium er-  
kannt, aus diesem Grunde hat auch der Reichs-  
kanzler persönlich in den Konflikt eingegriffen und  
es bleibt zu erwarten, daß die schwere Erschüt-  
terung unseres Wirtschaftslebens vermieden werden  
kann. Lohn- und Arbeitszeitfragen sind der  
Grund zu diesen Differenzen, die in gleicher Weise  
auch in anderen Bezirken immer mehr in Erschei-  
nung treten. So machen sich insbesondere im  
oberösterreichischen Eisenhüttenbetrieb gleiche Vorgänge  
bemerkbar, die natürlich sofort offen zutage treten  
würden, wenn es im Westen tatsächlich zu Still-  
legungen kommen würde.



des bekannten Konservations Verlegers Sir  
Edwin Low. Vor dem Kriege war sie als Journal-  
istin und Verfasserin verschiedener Romane ziem-  
lich bekannt, gehörte sie doch zu einer Familie,  
die sich selbst in Literatur, Erziehungs- und  
(britischer) Bildungs- und einen langweiligen Namen  
erworben hatte. Genau einmüde ich mich noch  
ihrer dunklen, blickenden Augen und ihres Mutes,  
den sie im Dienste der alten britischen Wahl-  
rechtbewegung befehligte. Sie ist eine gute Red-  
nerin, und ihr Name wurde wiederholt im Zu-  
sammenhang mit der Ernennung eines offiziellen  
Interpreten in Genf genannt. — Man geht  
wohl nicht fehl in der Annahme, daß dieses  
einflussreiche russisch-englische Ehepaar wie kein  
anderes und wohl auch wirkungsvoller als ein  
halbobertrüchtliche Ansprechen einzelner Politiker  
bei förmlichen Gelegenheiten im allgemeinen sind,  
instande ist, einige gemäß nicht unwichtige Be-  
ziehungen zwischen England und Rußland aus-  
neue zu knüpfen. Aus London wird jedenfalls  
nicht mehr wie bisher die feste Beize der Un-  
verderblichkeit.

## Sozialpolitische Wochenchau

Der Kampf in der Eisenindustrie — Eingreifen  
des Reichskanzlers — Senkung der Lohnsteuer —  
Vom Mieterrecht — Eine Berufsreform.  
Kaum, daß durch die Beendigung des Kampfes  
in der Eisenindustrie — der in voriger Woche  
gegangene, nunmehr auch beendete Streit war  
eine rein lokale Angelegenheit — die allgemeine  
Kampfatmosphäre etwas abgeklungelt erschien, da  
hat das Vorgehen der Eisenindustrie im  
Westen die gemittelte Lage blickartig be-  
gelegt. Die angebrochte Schließung der Betriebe

Es wäre entsehrlich und nicht auszudenken, wenn  
ihm etwas zugeflogen sein sollte. Ihr Herz  
klopfte bis an die Schläfen! — Vielleicht? —  
Ein schales, blaues Flimmern machte die Wege  
ausflühen. Der Mond stand in seinem ersten  
Viertel, in den Büschen taunte es, als sie über  
den Rasen nach der Tür ging, die zum Doktor-  
haus hinüberführte. In wenigen Minuten war  
es erreicht. Sie zog einen Schlüssel aus der  
Tasche und trat geräuschlos ein. Das Schloss  
knarrte leise zurück. Lautlos, auf den weichen  
Soflen ihrer Sammelstühle, ging sie nach seinem  
Arbeitszimmer. Es war leer.  
Ihr Gesicht bekam einen gespannteren Zug, als  
sie die Treppe zum oberen Stockwerk hinaufschritt.  
Die Stufen knarnten heimlich und ließen sie mehr  
als einmal innehalten. In dem Zimmer links  
Hand ließ sie stehen. Ihre Hand drückte auf die  
Klinke aber die Tür war verriegelt. Mit scharfem  
Knack kniffte sie an die Fassung.  
Es kam keine Antwort.  
„Erfette!“ Die eigene Stimme ließ Maria um-  
sehen, so hoch und geklettert hatte es im Hause  
geklingen. — Ein schlaftrunkenes Gemurmel kam  
von innen. „Erfette, schlafen Sie auf! Sofort!“  
In weniger als zwei Minuten stand das Mäd-  
chen vor ihr. Es hatte rasch einen Schal über das  
Nachtkleid gezogen und verneigte sich kaum zu  
erwarten. Das Zimmer lag seiner ganzen Breite  
nach vor Maria frei. „Soll ich Tee für den  
Herrn Doktor kochen?“ frag Erfette und bestrebt  
sich, die Augen offen zu halten.  
„Nein! Ich wollte Sie nur fragen, zu welchem  
Patienten mein Mann zuletzt gegangen ist?“  
Die hübsche Schwarzhäutige suchte sich ver-  
geblich zu bestimmen. „Ich kann es nicht mehr  
sagen, Frau Baronin! Der Herr Doktor ist  
schon um fünf Uhr weggegangen und nicht mehr  
zurückgekommen.“  
Maria nickte und sagte, sie sollte sich wieder  
zur Ruhe legen. Als sie die Treppe herabstieg,  
brannten ihre Augen wie im Feuer. Schändlich  
war es von ihr, daß sie das von ihm gedeutet  
hatte! Sie hatte sich mit ihrem Verdacht nur  
selbst besudelt. Vielleicht fand sie einmal den  
Mut, ihm zu gestehen: Ich habe an dir gewweifelt  
und dich im Zimmer einer anderen gesucht.  
(Fortsetzung folgt.)

## Erkämpftes Glück

Originalroman von J. Schneider-Foerster.  
Arbeiter-Rechtsbuch durch Verlag Ost. Meister,  
Wien.  
61. Nachdruck verboten.  
„Warum schliefen Sie ab, solange mein Mann  
noch hier ist?“ fragte Maria zornig.  
„Ich dachte nicht, daß Frau Baronin noch so  
spät hierher kommen würden.“  
Mit einem ärgerlichen Blick auf das junge  
Ding ging Maria in das Arbeitszimmer ihres  
Mannes, das er sich im Doktorhaus eingerichtet  
hatte. „Delne Zelle“, pflegte sie in gutmütigem  
Spott zu sagen, denn es war mehr als bescheiden  
in allem, was es enthielt.  
Er kam ihr sofort entgegen, bereits den Hut  
in der Hand. Sie lächelte ihn und legte ihr Ge-  
sicht gegen das seine. „Es ist direkt Glücke,  
daß du den ganzen Abend hier gefessen hast und  
die Nacht ist so wundervoll mild, beinahe warm.“  
„Selt wann bist du zurück?“ fragte er und  
sah rasch nach der Uhr an ihrem Handgelenk.  
„Ich kam heute“, sagte sie und schob ihm  
das seine Selbstschreiben seiner Zigarettasche zurück.  
Er verglich die Zeit. Seit er sie oben am  
Waldsaume getroffen hatte, waren zwei Stunden  
vorüber. In einer halben Stunde wäre die  
Strecke spielend zu machen gewesen. „Hastest du  
Begleitung?“ Sein Mund fand halbgeöffnet,  
als könnte das Ohr allein die Antwort nicht  
ausfangen, die er erwartete.  
„Ich war ganz allein! Warum fragst du,  
Rolf?“  
„Ich dachte nur!“  
Ein dunkles Rot sprang in ihre Wangen und  
perlebte lächeln. Sie wachte sich den Blick nicht  
zu deuten, mit dem er sie ansah. Im Gefühle  
der Schuld hob sie seine Hand und drückte ihre  
Finger darauf. „Wie sollst du bist! Komm jetzt,  
Mutter wartet mit dem Abendbrot.“  
In der Nacht wachte sie auf und fand den  
Hut neben sich leer. „Rolf!“ Sie hörte wie  
traumen ein Schritt über den Kies ging. Dann  
verstumte er. In wenigen Minuten war sie  
angestreckt. Sie fand ihn auf einer der weichen  
Bänke unter den Weiden, ihre Angst war ver-

logen, nur ein bestiger Zorn gegen ihn erfüllte  
sie. „Was machst du hier?“ sagte sie ärgerlich.  
„Du hast mit meine ganze Nachtruhe zerrissen.“  
„Er sah kaum zu ihr auf. „Ich war so müde“,  
sagte er entschuldigend, „und konnte doch nicht  
Schlaf finden. Es ist so schwül draußen bei dir.  
Wenn du erlauben würdest — in meinem Hause  
hab ich so viele Zimmer frei.“  
„Ja“, sagte sie hart, „wie du wünschst! Ich  
werde morgen veranlassen, daß eines für dich  
instand gesetzt wird. Und allein bist du ja auch  
nicht! Die Dilette schläft in der Stiebelstube.“  
„Maria!“  
Sie sah ihn flüchtig von der Seite an und ging  
nach dem Hause zurück. Zu ihrem Zimmer an-  
gekommen, wachte sie den Kopf in die Rippen.  
Ein halberstarrtes Wehen schüttelte ihren Körper.  
Er war ihrer abendhüllig geworden! Jetzt,  
nach fünf Monaten Ehe!  
Die Tage folgten, ohne irgendwelche Szene zu  
bringen. Rolf war am Morgen seiner Nacht  
gekommen und hatte seine Frau gebeten, zu ent-  
schuldigen, er sei so sehr überarbeitet gewesen  
und hätte nicht mehr gewußt, was er spreche.  
Da ließ sie alles weitere gut sein, sie tat sogar  
noch ein übriges und lächelte ihn zweimal herz-  
haft auf Mund und Wangen. „Du wirst alt,  
Liebster!“  
„Zweihunddreißig Jahre“, sagte er. Ein schar-  
fer Zug lag ihm von der Nase nach dem Munde  
zu eingegraben.  
„Schrecklich!“ Mit einem Säckeln trennte sie  
sich von ihm.  
Der Tage später legte ihm das Mädchen wäh-  
rend den Nachmittagsgesprächen ein verschlo-  
senes Kuvert auf den Schreibtisch. Er rief es  
haltig auf und überflog die Zellen: „Liebster!  
Ich fahre gegen drei Uhr zu einer Konferenz nach  
St. Georgen, von dort weg zu Prof. Viktor  
nach Spiegelhütte. Sorge dich nicht, wenn es  
etwas spät wird.“  
Seine Finger zerknüllten den kleinen Bogen. Er  
trat ans Telefon und frag, ob seine Frau ihm  
weggegangen wäre. „Schon vor einer halben  
Stunde“, kam die Antwort.  
Zwei Patienten begehrten nach seiner Hilfe, dann  
ging er noch dem Herrenhause hinüber und sagte  
Frau von Damsfeld, daß er nach auswärts gerufen

sei. Sie möchte die Güte haben, Maria zu ver-  
ständigen, wenn diese zurückkam.  
„Wißt du nicht den Wagen nehmen, Rolf?“  
fragte die Mutter gütig. „Maria sorgt sich be-  
reits, weil du so überlastet bist.“  
„Ich danke dir, Mutter, ich mache es lieber zu  
Fuß.“  
Er neigte sich über ihre Hand, sie hielt dieselbe  
fest und begleitete ihn noch bis zum Tore. Dann  
sah sie ihm nach, wie er den Weg ins Dorf hinauf-  
nahm und wartete, bis er an einer Ecke verschwun-  
den war. Ihr Blick ging noch in dieser Richtung,  
auch als sie ihn nicht mehr sehen konnte. Ihr  
Kind würde in keinem anderen Arm so treu ge-  
borgen sein, wie in dem dieses Mannes. Befriedigt  
ging sie zur Terrasse zurück und nahm ihre Hand-  
arbeit wieder auf.  
Gegen zehn Uhr kam Maria nach Hause, ein  
strahlendes Lachen um den Mund und ein frohes  
Glänzen in den Augen. Sie lächelte die Mutter  
und suchte dann mit den Blicken durch das große  
Ehzimmer. „Rolf ist wohl schon zu Bett ge-  
gangen? — Nein? — Noch gar nicht zurück-  
gekommen seit heute Nachmittag?“  
Gortraud Damsfeld merkte, wie ihr Kind sich  
Sorge machte. „Er wird sich verspätet haben!  
Du weißt ja, er ist immer für die anderen da!  
Tag und Nacht!“  
„Ja, immer für die anderen“, kam es bitter.  
„Auch!“  
„Mutter, du mußt mich nicht mißverstehen —  
ich habe ihm nicht die geringsten Vorwürfe zu  
machen! Er hat mir alles geschickt! — Auch  
seine Seele! — Es liegt etwas zwischen uns  
und ich kann es nicht finden. Es ist furchtlich,  
dieses Lappen im Dunkel, und er selber spricht  
sich nicht aus.“  
Witternacht war vorüber. — Maria sah auf-  
recht in den Rippen und horchte auf das leise  
Rauschen, das vom Flusse heraufkam. Seit er  
damals über Schwüle geklagt hatte, standen beide  
Fenster weit geöffnet. Jeder Laut kam durch  
die Nacht in verdoppelter Schärfe an ihr Ohr. —  
Schritte kamen über die Brücke, verloren sich dem  
Dorfe zu und verhallten im Leeren. — Die  
Leinen waren es nicht gewesen.  
Sie begann sich anzukleiden. Etwas schnürte  
ihr die Kehle bis oben zu. — Nur das nicht!

Interessant ist eine neuerlich erschienene Sta-  
tistik über die Beschäftigung der deut-  
schen Bevölkerung. Danach sind von den  
62.411.000 Einwohnern 22 Millionen erwerbs-  
fähig und zwar 20,5 Millionen Männer und  
11,5 Millionen Frauen. Industrie und Handwerk  
beschäftigen 41,3 v. H. der Bevölkerung, dann  
folgt die Landwirtschaft mit 23 v. H. und der  
Handel und das Verkehrswesen mit 16,9 v. H.  
Die Verwaltung beschäftigt 5,1 v. H., das Ge-  
sundheitswesen 1,5 v. H., die häuslichen Dienst-  
boten 3,1 v. H. Ohne Beruf sind 9,1 v. H.  
Im Jahre 1882 war das Verhältnis zwischen  
Landwirtschaft und Industrie 40 v. H. zu 35  
v. H., zur Zeit ist das Verhältnis 23 zu  
41,1 v. H. Man kann daraus die Verminderung  
der Landwirtschaft zugunsten der Industrie er-  
sehen ... R. Lgt.